

HEINZ KRÖPFL



DER RATTENSCHWANZ

Ein Reisebericht

oder
Nachrichten an den Therapeuten

Roman

 ASARO
VERLAG

Heinz Kröpfl, geboren am 30. April 1968 in Leoben, lebt nach langjährigen Aufenthalten in Salzburg und in Graz, wo er viel Zeit in einer Universitätsbibliothek verbrachte, nun wieder in St. Michael in Obersteiermark, wo er sich der Literatur verschrieben hat.

»*Der Rattenschwanz*« ist seine zehnte Buchveröffentlichung.

Zuletzt erschienen von ihm im Asaro Verlag die beiden Romane »*Der See. Eine Ausuferung*« (2010) und »*Deus Formicarum – Der Gott der Ameisen*« (2008) sowie die Erzählung »*In die Höhe. Ein Fall*« (2006).

Des Weiteren weist Kröpfl zahlreiche Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Anthologien, Literaturzeitschriften und Zeitungen aus Österreich, Deutschland, Spanien und Indien sowie in Rundfunk und Fernsehen auf.

Weitere Informationen zu Heinz Kröpfl und seinen Büchern gibt es unter:

www.kunstboerse-steiermark.at/literatur/index.html#413
und www.heinz-kroepfl.de.vu.



Foto: Alois Kröpfl

HEINZ KRÖPFL

**DER RATTENSCHWANZ
ODER
NACHRICHTEN AN DEN
THERAPEUTEN**

Ein Reisebericht

Asaro Verlag 2012

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte der Verbreitung, auch
durch Film, Funk und Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe,
Tonträger, elektronische
Datenträger und auszugsweisen
Nachdruck, sind vorbehalten.



ASARO VERLAG

© 2012 Asaro Verlag
© Covergestaltung: Tanja Schröder

**Der Autor dankt dem Land
Steiermark, Abt. Kultur, für die
Unterstützung seiner Arbeit.**

**In ebensolcher Hinsicht dankt der
Autor herzlich Herrn Dr. Peter
Mohr.**

ISBN: 978-3-941930-96-4
Printed 2012 in Germany

**www.asaro-verlag.de
mail@asaro-verlag.de**

Totum = nihil
(Alles = nichts)

Aus der christlichen Mystik des Mittelalters

Die Grenzen der Sprache sind die Grenzen der Welt.

Ludwig Wittgenstein

Jede Ähnlichkeit mit einem lebenden oder bereits verstorbenen Rattenschwanz wäre rein zufällig.

Das Buch:

Ein Mensch mit einem ganzen – und leider nicht etwa nur einem halben – Rattenschwanz mit Problemen ist in eine ausweglose Situation geraten. Was nun folgt, ist ein sehr trauriges, aber auch sehr witziges und vor allem intensives Buch:

Der Ich-Erzähler, dem lediglich noch die Sprache zur Verfügung steht, lässt seinem Therapeuten gedankliche Nachrichten von seiner Situation und seinen damit verbundenen Überlegungen und Reflexionen zukommen. Dabei nimmt er die Sprache beim Wort, und zwar so konkret, dass sie keine Chance mehr hat, sich ins Abstrakt-Metaphorische aufzulösen – um sie gerade dadurch dingfest zu machen. Hohle Phrasen füllt er mit Leben, andere wringt er gnadenlos aus, wobei die Grenzen immer wieder fließend sind. Er verbohrt und verbeißt sich, er analysiert, er kreist, er lotet aus, ufert aus. Und er fördert, durchaus auch mit Ironie und hin und wieder mit köstlicher Naivität, etwa wenn er die Bedeutung der Wörter „missdeutet“, das skurril Surreale des durch den alltäglichen Sprachgebrauch scheinbar Realen zutage. Bei all dem tappt er im Dunkeln auf der Suche nach Aussicht, zweifelt Wittgenstein an und verwirft Horaz (wobei er sogar Usain Bolt ins Rennen schickt), stellt fest, welche Philosophie Hans Krankl vertritt, findet ein Ass im Ärmel, entdeckt einen Rettungsanker, der sich jedoch als unbrauchbar erweist, und stößt dann auf ein lebloses, sehr primitives Grundgebilde ohne Ausdehnung: einen toten Punkt ...

Hinter allem schwarzhumorigen und oft tiefsinnigen Wort(wahn)witz aber steht, sitzt und liegt eine existenzielle Frage: Inwieweit kann sich der Mensch, wenn ihm sonst nichts mehr bleibt, durch die Sprache allein aus dem Schlammassel befreien?

Ein sprachphilosophisches Kunstwerk auf höchstem Niveau, eine tragikomische Reise, tröstend wie trostlos zugleich, streckenweise konjunktivisch, komplex, akribisch und intellektuell, voller Überraschungen und ohne Ortswechsel, jedoch in rasantem Tempo und durch die bizarren Landschaften der Wörter und Worte, auf der Suche nach einem Fortkommen – nach einem Weg.

»... Aber es war schön, als ich noch ein Leben führte, mein Leben war ein richtiges, man kann sogar sagen, ein in Abständen immer wieder blühendes Leben, vor allem wenn ich es am Feierabend führte oder am Wochenende. Ja, oft am Feierabend führte ich es noch aus nach dem Abendessen, und auch am Wochenende, selbstverständlich, so wie es die Pflicht eines guten und gesetzestreuen Bürgers ist, an der Leine, und wir suchten gemeinsam einen Park auf oder ein Waldstück, wo es sich erleichterte und zugleich sein Revier markierte; und hin und wieder begaben wir uns in ein Kaffeehaus oder ein sonstiges Lokal und sahen von dort aus den anderen Menschen zu, wie sie, gleich mir, ihr Leben führten, zumeist ebenso vorschriftsmäßig an der Leine. Ja, ich bin an meinem Leben geblieben ...«

SEHR GEEHRTER Herr Doktor, ich schleppe, wie Ihnen aufgrund unserer Sitzungen ja hinlänglich und nicht lediglich herkömmlich bekannt ist, einen ganzen (und leider nicht etwa nur einen halben) Rattenschwanz an oder richtiger mit Problemen mit mir herum beziehungsweise hinter mir her. Zwar wäre dies im Grunde nicht so negativ, wie es sich anhört, denn der Schwanz (*Cauda*) einer Ratte (*Rattus*) ist ja weder von ausgesprochener Länge (wenigstens solange ich diese nicht lauthals oder auch leise ausgesprochen, jedenfalls aber *expressis verbis* benenne) noch von beträchtlichem Gewicht. Doch zumindest das Gegenteil von Letzterem – ein unbeträchtliches Gewicht – kann man von den meinen Rattenschwanz und damit mich belastenden Problemen nicht behaupten.

Ich habe mich anscheinend aber auch noch unglücklicherweise verrannt bei meinen Versuchen, eine geeignete Strategie zur Problembewältigung, welche ich aufgespürt zu haben meinte, zu verfolgen und ihrer in der Folge habhaft zu werden. Und es hat sich daraufhin fatalerweise ergeben, dass ich mich plötzlich, ohne mir dessen in irgendeiner Form rechtzeitig gewahr zu werden, in eine Situation manövriert habe (obwohl – ich stand niemals in soldatischem Dienste, habe somit auch noch nie ein Manöver absolviert, also wohl eher doch: dass ich in eine Situation hineingeraten bin), die dergestalt aussieht, dass ich mit dem Rücken zur Wand stehe und sich vor mir der Abgrund auftut.

VOR LÄNGERER ZEIT hatte ich in der Tat mehrere Standbeine – wiewohl ich naturgemäß über zwei, im Übrigen damals wie heute nach wie vor gesunde, wenigstens meinen und ihren diesbezüglichen Zwecken ausreichend dienliche Beine verfüge. Dennoch, jedenfalls hatte ich mir zusätzlich mehrere Standbeine erarbeitet, ohne zum Glück jemals mit einem von ihnen auf Kriegsfuß zu stehen; sie gingen mir jedoch im Verlaufe der auftauchenden Probleme nach und nach verlustig, wurden von den Problemen hinter meinem Rücken aufgefressen und mir somit gestohlen. Aber: Sie können mir nicht gestohlen bleiben, ich fand und finde mich damit nicht ab – ich würde sie, könnte ich es mir aussuchen, nichts mehr als zurückhaben wollen, gerade weil ich so lange auf den Beinen gewesen bin! – Oder zumindest auf jemanden treffen, der mir Beine machte, entsprechende natürlich ... Und müsste er sich dafür ein Bein ausreißen – ich nähme es mit Belieben!

Jetzt aber knickt mir auch mein allerletztes Standbein, nämlich namentlich jenes des Strategieverfolgungsversuches, immer wieder ein und bricht weg – ich fürchte fast, es ist gebrochen. Und der Abgrund ist offensichtlich nur darauf aus, dass ich einen Schritt setze, der angesichts der Situation und des beschränkten Platzes bloß ein Schritt vorwärts sein kann – woraufhin ich, sofern es ein größerer Schritt ist (oder maximal drei oder vier), da der Platz nicht beschränkt ist, mit diesem Fort-Schritt unweigerlich in den Abgrund stürzen würde. Und so erscheint mir meine Lage, oder vielmehr mein Standpunkt, denn ich liege ja nicht, geradezu als aussichtslos – gerade auch in Anbetracht meines mir inzwischen zur Gänze weggebrochenen Standbeines (also doch gebrochen, wie ich befürchtet hatte!) und zumal dieser Ort ein durch und durch düsterer ist.

Der Platz, auf dem ich mich stehenden Fußes befinde, ist übrigens etwa halbkreisförmig und breitet sich radial ein paar Fuß aus, bevor er sich – mitsamt seiner Radialität – in Radikalität wieder schließt. Die einzige, spärliche Aussicht, derer ich habhaft bin, ist diejenige auf den geradewegs vor mir ununterbrochen sich öffnenden Abgrund – der so bedrohlich aussieht, dass er, fürchte ich, jederzeit Maßnahmen zu ergreifen bereit ist, mich anzufallen. Und drehe ich mich, etwas unsicher auf meinen beiden anderen, nunmehr einzigen beiden Beinen, um, so sehe ich die mich beinahe erdrückende Wand, die offenbar nicht nur über sich selbst hinauswächst, sondern etwas macht, was sonst nur Bäume machen – obwohl ich noch keinen einzigen Baum gesehen habe, auf den dies zugetroffen hätte, aber ich habe naturgemäß, da ich alles andere als ein Hinterwäldler bin, ja auch nur einen winzigen Bruchteil aller weltweit vorhandenen Bäume gesehen, obschon manchmal vor lauter Wald die Bäume respektive deren Höhe nicht mehr: Die Wand wächst in den Himmel. – Ja, eigentlich ist sie das bereits!

ICH STECKE also in der Klemme zwischen Abgrund und Wand; wie ich aber hierhergekommen bin, weiß ich nicht und kann ich Ihnen somit nicht sagen, weder genau noch ungenau und nicht einmal einsilbig. Sie haben übrigens Recht, dass ich, wie Sie einmal mir gegenüber gemutmaßt haben, einfach nicht wisse, wie der Hase läuft. Zugegeben, auch wenn ich es damals, aus Stolz und Scham zugleich, hartnäckig bestritt: Ich *weiß* es tatsächlich nicht. Ich habe mich noch niemals mit Hasenfüßen zusammen- und in der Folge auseinandergesetzt, ja ich muss sogar gestehen, ich habe noch nie einen Hasen in natura laufen sehen. Bestenfalls im Fernsehen; aber weder kann ich mich im Moment

daran erinnern, noch habe ich jemals bewusst auf den Lauf des Hasen geachtet, sofern mir dies beziehungsweise eine entsprechende Lauf-Analyse überhaupt möglich gewesen wäre, angesichts der Geschwindigkeit eines laufenden Hasen, die, so nehme ich an, in der Regel wahrscheinlich eine nicht gerade geringe ist, und einerlei ob es ein im Laufen alter Hase sei oder nicht – es hätte vermutlich wenigstens einer Zeitlupenstudie bedurft, gerade wenn er exempli causa wieselflink unterwegs gewesen wäre.

Ich weiß es wie gesagt also wirklich nicht, wie der Hase läuft – glaube aber, ein solches Wissen brächte mich jetzt auch nicht weiter, oder? –, und könnte eigentlich nicht einmal eine Vermutung in dieser Richtung abgeben. Wobei sich für mich aber auch die Frage stellt, wieso überhaupt ich eine Vermutung abgeben sollte – noch dazu in die Richtung eines laufenden Hasen. – Oder ist mit der Frage nach dem Lauf des Hasen die Richtung, die der laufende oder seinen Lauf startende Hase einschlägt, also eine somit sowohl präsenste als auch futuristische Fragestellung, nämlich jene nach dem Weg, den er zu seinem Ziel nimmt und nehmen wird, gemeint?

Sie sehen demnach, wie unbedarft ich tatsächlich schon bei der Fragestellung allein bin, und weiß nicht einmal, meinten Sie mit Hase den Feldhasen (*Lepus europaeus*) oder eine andere der rund fünfundvierzig Leporidae-Arten, die es gibt, etwa den Schneehasen, den Kaphasen oder das Europäische Wildkaninchen, oder gar die in Asien verbreitete Familie der Pfeifhasen (*Pikas*) oder auch nur einen ganz gewöhnlichen Angsthasen (und ich weiß zudem gar nicht, ob all diese überhaupt unterschiedlich laufen); jedenfalls aber: Hätte ich eine Vermutung, so fiel es mir nicht im Traum ein, sie *abzugeben*, denn hätte ich sie erst einmal

abgegeben, so hätte ich sie damit aus der Hand gegeben und dann hätte ich erst wieder keine Vermutung mehr – es wäre dann ja fast so, als hätte ich, vor einer vollen Suppenschüssel, den Löffel abgegeben!

Mir persönlich ist im Übrigen jedoch ohnehin noch niemals irgendetwas im Traum eingefallen; höchstens beim Aufwachen. Und ich kenne auch sonst niemanden persönlich, dem jemals etwas im Traum eingefallen wäre. Gewiss, von Prominenten der Kreativitätsbranche, vor allem der Unterhaltungsindustrie, habe ich hin und wieder schon gelesen, es wäre ihnen im Schlaf oder im Traum etwas eingefallen. Doch dies ist, so bin ich überzeugt, nichts anderes als Wichtigmacherei und Effekthascherei. Nicht einmal wenn mir persönlich jemand mit so einer Behauptung daherkäme, muss ich ehrlich sagen, fiel es mir, aufgrund meiner Lebenserfahrung, im Traum ein, dem Glauben zu schenken, geschweige denn etwas anderes – zumal ich, was dem problembehafteten Rattenschwanz zuzuschreiben ist, ohnehin nicht mehr reich bin, um es euphemistisch auszudrücken, und somit gar nichts zu verschenken habe und hätte, handelte es sich nun um Glauben oder sonst etwas.

Ja, nicht einmal eine Vermutung würde ich so einer Person abgeben; so etwas mache ich, wie ich Ihnen bereits vorhin mitgeteilt habe, nicht, und zwar grundsätzlich nicht. Denn ich verfüge nach wie vor über Grundsätze, wenigstens im prinzipiellen Sinn, wenn schon nicht über einen anderen. Wobei mir ein solcher zweiterer Grundsatz zu meinem Bedauern jetzt sehr abgeht, denn verfügte ich über den dafür nötigen respektive könnte ich einen solchen Satz machen, so wäre es mir möglich, dass ich entweder über den Abgrund setzte, zum sicherlich irgendwo existierenden jenseitigen Rand hin, oder über oder auf die Wand und

nach jedem dieser beiden Sätze, beim Aufsprung, festen Grund erreichte.

Doch wie gesagt: Leider habe ich den dafür notwendigen Grundsatz nicht zur Verfügung, er liegt außerhalb meiner Möglichkeiten und meiner Reichweite, und es ist auch niemand hier, der mir auf die Sprünge hülfe. Dieser Ort scheint mir somit weder ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu sein noch – wenigstens zurzeit – eines der aufgehenden Sonne; genau genommen ist abgesehen von diesem kleinen Platz überhaupt kein Land in Sicht, mit dem man Staat machen könnte (was ich aber ohnehin nicht wollte) noch sonst etwas.

JA, ich höre bereits Ihre Worte in meinem Ohr (eigentlich in meinen beiden Ohren, nein, *zwischen* meinen Ohren, in meinem Kopf, ohne dass ich den genauen Lokus näher lokalisieren könnte – doch halt, ich muss mich noch einmal korrigieren: Ihre Worte sind mir zum einen – dem linken – Ohr hineingegangen und dann zum anderen, naturgemäß somit dem rechten, wieder hinaus). Ihre Worte, die mir also durch den Kopf gingen, teilten mir mit, ich müsse mich nun so schnell wie möglich in Bewegung setzen, es wäre nicht empfehlenswert, in meiner Lage beziehungsweise auf meinem Standpunkt zu verharren, so wie die Dinge liegen (wobei bestenfalls ein Ding, nämlich der Abgrund, vor mir liegt, die Wand aber steht und keinesfalls liegt, auch wenn ich mir dies erträumen würde, doch nicht erträumen kann, da mir selbst so etwas zu träumen wahrscheinlich leider nicht einmal im Traum einfällt). Und es wäre deshalb dringend anzuraten, dass ich aufspringe (obwohl, ich stehe ja ohnehin) und mich auf den Weg mache. – Ihre Worte, sehr geehrter Herr Doktor, die ich kurz vernahm, bestätigen,

bis auf Ihre beiden kleinen Lapsus, die wohl bloß dadurch entstanden sind, dass ich ja ganz allein hier bin und Sie mich deshalb hier an diesem Ort mitsamt der Beschaffenheit meiner Situation nicht erblicken können, Ihre Worte bestätigen somit nur meine Sichtweise.

DOCH, sehr geehrter Herr Doktor, es befindet sich, soviel ich sehen kann (es ist in der Tat sehr dunkel hier), kein Weg vor mir, auch nicht hinter mir oder unter mir, neben oder über mir, es ist kein Weg, überhaupt kein Weg in Sicht, und mangels eines Besens kann ich auch keinen hervorkehren. Der Kuchen, das letzte Stück davon, ist gegessen, und einen weiteren habe ich nicht, und ich habe mir auf dem Weg, den ich hierher genommen habe oder gekommen bin, offenbar auch keine Krümel abgebrochen und auf ihn gestreut, um meine Herkunft solchermaßen zurückverfolgen zu können. *Offenbar*, wie gesagt, denn ich habe an den Herweg überhaupt keine Erinnerung; aber ich kann jedenfalls keine Krümel in meiner Umgebung entdecken.

Ich vermute mittlerweile, ich bin entweder von der Wand gefallen oder gestoßen worden (nicht aber gesprungen, das schließe ich jetzt wirklich aus); wobei gegen diese These spricht, dass, da die Wand ja in den Himmel wächst, ich zuvor im Himmel gewesen sein müsste, in einem der sieben, was aber wiederum nicht der Fall gewesen sein kann, da ich mir sicher bin, durchaus auf irdischem Grund gewandelt zu sein; und allein die ganzen Kalamitäten mit dem Rattenschwanz und so weiter waren und sind alles andere als himmlisch, ja geradezu das Gegenteil davon.

Oder ich bin aus der Tiefe des Abgrunds hierherauf geklettert, was sich aber eher ausschließen lässt, wie ich denke, da ich weder ein Kletterer oder Bergsteiger bin noch

jemals war, noch, wenn ich mich so betrachte, Bergschuhe oder eine Kletterausrüstung oder zumindest halbwegs dafür geeignete Kleidung und adäquates Schuhwerk trage.

Oder, was tatsächlich eine dritte Möglichkeit wäre, ich bin, vom Niveau dieses Ortes aus betrachtet, zu ebener Erde in Richtung zu dieser Wand gelaufen, der Boden aber ist hinter mir zu einem Abgrund weggebrochen und in der Versenkung verschwunden, wodurch ich immer mehr an Boden verlor. Doch auch dies bezweifle ich stark; es fällt mir kein schlüssiger Grund ein, nicht einmal ein unschlüssiger – ja, alle nur möglichen und denkbaren Gründe fallen mir sogar aus –, dass ich mich entschlossen hätte, geradewegs zu dieser, mit Sicherheit bereits von Weitem sichtbaren, in den Himmel ragenden Wand zu laufen – wäre ich an dieser dann doch angestanden.

Am ehesten muss ich da schon wirklich von der Wand gefallen oder gestoßen worden sein, auch wenn es mir fantastisch erscheint; aber früher einmal, als ich noch mehrere Standbeine hatte und keinen Rattenschwanz mit Problemen, war ich, aus heutiger und insbesondere momentaner Sicht, vielleicht doch in der Himmelsgegend: auf der Krone der (vielleicht Kilometer dicken) Mauerwand oder, von meinem jetzigen Aufenthaltsort aus gesehen, dort auf einer jenseits der Wand liegenden, mit der Krone niveaugleichen Fläche in der Höhe. Und als ich einer Strategie, die Probleme zu bewältigen, nachjagte, oben auf oder in diesem durchaus gebirgigen Hoch-Land, mit meinem Pferd, von dem ich kurz stieg oder gestürzt war, wurde ich unversehens ein Mauerläufer, der, so könnte es gewesen sein, unbeabsichtigt zum Irrläufer wurde. Um schließlich den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Den allfälligen Sturz von der Mauerkrone, wohl Hals über Kopf, habe ich ohne Hals- und Beinbruch überstanden – nein, ich fürchte, nur ohne Halsbruch, mein letztes Standbein ist mit Sicherheit *dabei* gebrochen – ansonsten aber, nach einer ersten groben Gliederung, mit heilen Gliedern – selbst das Glied hat nichts abbekommen, befindet sich noch immer in Reih und Glied. Dass das Messer wiederum nicht in der Scheide, seinem ordnungsgemäßen Platz, steckt, ist nur dadurch zu begründen, dass ich es bereits vor einiger Zeit verloren habe, auf der Jagd, die ich bis aufs Messer geführt habe, und das mir dabei irgendwann abhanden kam. Aber ich bin wenigstens nicht auf den Kopf gefallen und damit auch nicht auf den Mund und habe mir somit dortselbst keine Verletzungen zugezogen; und auch unter die Räuber bin ich nicht gefallen, die mich bis aufs Hemd hätten ausziehen können – dieser Platz ist menschenlos. Ein Weg aber, sehr geehrter Herr Doktor, ist wie gesagt nicht in Sicht. So sehr ich auch nach einem Weg schaue und nicht wegschaue, ich finde keinen Fluchtweg, geschweige denn einen Ausweg.

NUN BIN ICH, sehr geehrter Herr Doktor, etwas müde geworden und fühle mich schwach und leicht wackelig ohne mein letztes Standbein, und ich lege mich deshalb, nicht zuletzt mangels eines Weges, kurz hin (mich zuerst auf die Knie niederlassend, sodann mich nach links hinten abrollend), wegen des Rattenschwanzes halb respektive seitlich mich aufs Kreuz legend, mit dem Kopf gegen die Wand gelehnt. Nun, ich weiß zwar somit, wie ich in diese meine Lage gekommen bin, und auch Sie wissen es jetzt (ich erzählte es Ihnen ja gerade, wie ich mich niederlegte), zwar ohne ein Ruhekissen, aber glücklicherweise auch nicht auf

Rosen gebettet, die ja doch stachelig sind, was mir rasch ein Dorn im Auge sein könnte; aber ich weiß nach wie vor beim besten, übrigens auch bei keinem anderen Willen nicht, wie ich an diesen finsternen Ort gekommen bin.

Und, vor allem: Was ich hier nun machen soll. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass hier meine Zukunft liegt. Und suche ich mit den Augen und taste ich mit den Händen und den Füßen den Boden ab, so stelle ich unfehlbar fest, dass meine Zukunft tatsächlich nicht hier liegt – gar nichts liegt hier vor mir, der Boden ist kahl und leer. – Oder kann die Zukunft vielleicht gar nicht *vor* mir liegen, sondern etwa *hinter* mir? Die südamerikanischen Aymara jedenfalls – ein indigenes, ungefähr zwei Komma zwei Millionen Menschen zählendes Volk in Bolivien, Peru, Chile und geringfügig Ecuador –, die Aymara jedenfalls sehen die Zukunft hinter sich und die Vergangenheit vor sich. Was einfach mit dem Blick zu tun hat: Das, was vor einem liegt, kennt man – also die Vergangenheit. Das, was hinten ist, aber nicht: die ungewisse Zukunft. Jedoch auch hinter mir sehe ich im Moment keine Zukunft, wenn ich um mich schaue; da ist bloß die in die Höhe ragende Wand.

Oder hat die Zukunft einfach nur Zeit, wie es der neunzehnhundertneunzig zweiundsiebzigjährig verstorbene französische Philosoph Louis Althusser, der am sechzehnten November neunzehnhundertachtzig, einem Sonntag und grauen Tag in Paris, gegen neun Uhr morgens seine Frau Hélène in ihrer gemeinsamen Wohnung in der École normale supérieure erdrosselte und in der Folge für unzurechnungsfähig erklärt wurde, gemutmaßt hat – auch wenn er es in einem anderen Sinne meinte: *L'avenir dure longtemps?*

Und ich muss schlucken, und schwer nur, scheint's, bekomme ich Luft.

IN MEINER VERGANGENHEIT hatte ich des Öfteren einen Platz an der Sonne oder vielmehr ein Plätzchen, von bescheidenem Ausmaße: Meine Terrasse war relativ klein, und wenn ich einmal mit meinem Badezeug baden ging, herrschte auf der Liegewiese am Badensee, der manchmal, bei entsprechendem Wind, statt einer millimeter- oder zentimeterkleinen Mikrowelle eine große Wellenlänge warf, immer so viel Zulauf, dass ich von Mal zu Mal ins Gedränge geriet – die Leute aalten sich langgestreckt, als wären sie schlangenähnliche Fische. Dies, nämlich ein Plätzchen, war jedoch durchaus in meinem von genügsamen Ausmaßen geprägten Sinne, zumal ich die Sonne ohnehin nicht allzu gut und für längere Zeit vertrage. – Und dabei soll es Leute geben, die sogar *in* der Sonne liegen!

Ich bitte Sie, diese Leute sind doch nicht ganz dicht, die müssen doch eine aufs Dach bekommen und somit einen Dachschaden erlitten haben, nicht anders kann ich es mir erklären; und aufgrund dieses ihres Dachschadens haben sie wohl zu irgendwelchen in ihrem Haus unter dem beschädigten, offenen Dach vorhandenen Fluggeräten gegriffen und sich, ganz aus dem Häuschen geraten, auf den Weg zur Sonne geschickt, die sie – im Gegensatz zu Ikarus – auch erreicht haben müssen; nur um nachher, wieder heimgekehrt, behaupten zu können, sie seien in der Sonne gelegen! Falls das stimmt, muss ich sagen, *mir* wäre das viel zu brandgefährlich, dafür bin ich zu besonnen. Und wirklich, hin und wieder erwähnen manche obendrein nicht nur, es hätte sie die Sonne in der Nase gekitzelt und fallweise dabei gestochen, wobei ein solcher Sonnenstich (*Heliosis*) vermutlich ziemlich schmerzhaft ist, sondern berichten sogar tatsächlich von einem Sonnenbrand (*Incendium solis* oder doch eher *Dermatitis solaris*?) – einem noch dazu, den selbst die

Feuerwehr nicht unter Kontrolle zu bringen vermochte. Letzteres fällt mir aber wirklich sehr schwer zu glauben, bei dem hohen Ausbildungsniveau der sowohl freiwilligen als auch berufsmäßigen Feuerwehren! – Aber den meisten scheint die Sonne, das Liegen in ihr, ohnehin nicht allzu gut zu bekommen oder bekommen zu haben, und sie genesen auch nicht wieder davon, wenn man sich ansieht, wie die Welt geworden ist.

Wobei bei Letzterem – der Genese der Welt – übrigens die Urknall-Theorie nach stadt- wie noch viel mehr nach landläufiger Auffassung als Faktum angesehen wird, obgleich sie, wie selbst die Wissenschaft, wenn auch nur zögernd und ungerne, eingesteht, nichts anderes ist als eine Hypothese, die noch dazu voller logischer und physikalischer Widersprüche steckt. Und solcherlei Fragen gehen sie nach, als wäre so etwas wichtig, wichtiger per exemplum als die Frage respektive deren Beantwortung zu erforschen, was zu tun sei, wenn man sich in einer Situation wie der meinen befindet.

Womit, denke ich, alles gesagt ist, zwar nicht über die Genese der Welt oder Feuerwehren, aber über gewisse Leute, die Wissenschaft und deren Protagonisten.

WIE AUCH IMMER, die Genese der Welt soll nun nicht mein Thema sein, ich bin abgeschweift – was ich auch gerne von meinem Rattenschwanz mit den Problemen behaupten würde: Es wäre mir nichts lieber als das, ich könnte denselben abschweifen. Doch leider gelingt mir dies nicht; ja, nicht einmal kann ich mir erklären (noch konnte dies jemals irgendwer, Sie inkludiert, sehr geehrter Herr Doktor), wieso mir, der ich durch und durch ein *Mensch* bin, auch und besonders physisch, anatomisch, organisch et cetera, und

der ich nach wie vor des Öfteren ein notdürftiges menschliches Rühren verspüre, wie ich überhaupt menschliche Bedürfnisse auch seitdem nicht unterdrücken kann – wieso mir als Mensch also gerade ein *Rattenschwanz* aus dem Rücken und, wie es sich anfühlt, direkt aus dem Rückgrat heraus gewachsen ist, welchen ich seitdem mit mir herumzuschleppen gezwungen bin; wobei er mir noch dazu nicht gerade das Rückgrat stärkt, sondern es, durch das Gewicht der auf ihm befindlichen Probleme, im Gegenteil eher zu brechen droht. Andererseits, wenn Menschen sogar an *Schweinegrippe* erkranken können oder auch an *Vogelgrippe*, ganz zu schweigen von Fällern, wo sie nicht nur an gewöhnlichem, sondern gar an *Rinderwahnsinn* zu leiden haben ... – Sei es, wie es sei, ich war also kurz abgeschweift, wobei *ich* aber tatsächlich gar nicht abgeschweift war oder bin, sehr geehrter Herr Doktor, denn ich befinde mich noch immer unverändert hier in meiner Lage, vor meinen Füßen den klaffenden Abgrund, den Kopf an die Wand hinter mir gelehnt.

Nein, auch einen Seitenweg oder einen Nebenweg kann ich nicht bemerken, der Abgrund reicht nach wie vor, soweit ich es erkennen kann, seitlich von mir überall bis an die Wand heran, und nur dieser kleine Platz, wo ich mich befinde und der alles andere ist als ein Plätzchen an der Sonne, ist weder Abgrund noch Wand, nur eine Klemme klammer Öde.

ICH WÜNSCHTE zwar, ich könnte die Hoffnung auf ein Licht am Ende des Tunnels in mir tragen, doch befinde ich mich ja gar nicht in einem Tunnel, so eine Hoffnung wäre also purer Unsinn. Und außerdem sind, wohl bedingt durch die Anstrengungen der doch recht langen Verfolgungsjagd,

meine Kräfte bereits so in Mitleidenschaft gezogen, dass es mir selbst bei größter Anstrengung wahrscheinlich gar nicht gelingen *könnte*, noch zusätzlich irgendetwas in mir zu tragen, schon gar nicht zu all meinen anderen Hoffnungen, die ohnehin bereits gewichtig genug sind, noch eine weitere Hoffnung; sind diese doch in fast allen Fällen von großem Gewicht.

Diese Tatsache, dass nämlich eine Hoffnung *in fast allen Fällen von großem Gewicht* ist, wurde, soweit ich darüber Bescheid weiß, von Gelehrten, Wissenschaftlern (die sich endlich einmal sinnvoll und praktisch beschäftigt haben) erforscht und nachgewiesen, Physikern und Mathematikern et cetera, die, so glaube ich in entsprechenden Zeitschriften gelesen zu haben, wiederholt und über einen längeren Zeitraum Hoffnungen von einer großen Höhe in die Tiefe geworfen haben. Dabei haben sie das Gewicht der im Fall befindlichen, zum Tiefpunkt gravitierenden Hoffnungen in Bezug auf ihre Fallgeschwindigkeit mit speziellen Gerätschaften, Gravimetern, gemessen und zahlreiche Berechnungen angestellt, immer wieder dabei die Probe aufs Exempel machend; was schließlich zum vorhin erwähnten, bis jetzt unbestrittenen Ergebnis geführt hat. Lediglich bestimmte Punkte dieser Erde könnten eine gewisse Ausnahme bilden, wird vermutet, freilich ohne dortselbst bereits solche Experimente durchgeführt zu haben: etwa die Gipfel der Achtausender, welche, im Gegensatz zu jenen der acht Tausender, in unseren Breiten aber ohnehin nicht vorkommen, oder Punkte unter Meeresniveau; wobei Letzteres jedoch sehr umstritten ist. Die Hoffnungen, die von Assistenten, so bezeichneten Hoffnungsträgern, bergauf getragen wurden und die eine der anderen beim Aufprall oft in den Rücken fielen, kamen bei diesen Experimenten übrigens ausnahmslos

ums Leben; aber das ist wohl der Preis, den man für die Forschung zu zahlen hat. Außerdem waren es, wie zu lesen stand, ohnehin nur Hoffnungen von so genannten Entwicklungsländern, zwar große, aber noch sehr unterentwickelte Hoffnungen, jede für sich ein ungehobelter Klotz.

Jedenfalls aber: Somit schreckt mich schon allein die Annahme, dass die Hoffnung auf Licht am Ende des Tunnels von so großem Gewicht sein könnte, dass ich sie keinesfalls zusätzlich in mir tragen könnte, so sehr ab, dass ich diese Annahme in meiner jetzigen Situation auf jeden Fall sogleich verweigern würde.

Sicherheitshalber tue ich das hiermit auch.

DENNOCH fühle ich mich nun keinesfalls erleichtert, ich habe ja weiterhin meinen Rattenschwanz mit Problemen und auch verfüge ich darüber hinaus offenbar nach wie vor über mein gewöhnliches Körperlebensgewicht – inklusive meiner üblichen langjährigen Hoffnungen – von seit Jahren achtundsiebzig Kilogramm (wie sich für mich am Sitz, nicht jedoch am Zustand meiner Kleidung feststellen lässt) – ohne Rattenschwanz und Probleme allerdings. Ich fühle mich gleich schwer wie vor der Verweigerung der vorhin angeführten Annahme und habe somit naturgemäß nichts abgenommen und ich *könnte* mich somit auch keinesfalls erleichtert fühlen. Doch bin ich mir sicher, hätte ich die Annahme *nicht* verweigert, so würde sie mich nicht gerade gering belasten und ich wäre ein gutes Stück weit beschwert worden, was ich, angesichts der obwaltenden Umstände, nicht verkraften würde – das Übergewicht zöge mich schlimmstenfalls sogar in den Abgrund hinein, unter bestimmten schlimmen Umständen.

Diese meine Angst ist durchaus begründet, denn die Umstände sind nämlich in der Tat seit Langem weder milde noch mildernd zu mir; und unter Umständen wie jenen, denen ich nun ausgesetzt bin, ist es schwer und unter Umständen fatal, womöglich sogar letal, es zu verkraften, noch zusätzlich, etwa durch die Annahme einer gewichtigen Hoffnung, belastet zu werden. Aus den herrschenden Umständen – sie sind als nichts anderes als tyrannisch zu bezeichnen, denn im Gegensatz etwa zu den herrschenden Politikern und Parteien hierzulande wurden sie weder gewählt, noch verfügen sie sonst wie über eine entsprechende Legitimation für ihre Herrschaft, niemals fand etwa eine Umstandswahl oder eine Umstandsbestimmung, nicht einmal in einer Umstandsklausel, statt –, aus ihnen ergibt sich aber nichtsdestotrotz oder gerade deswegen die für mich sehr bedrückende Erkenntnis, dass ich nolens volens ihnen ausgeliefert bin. Sie haben mich, so scheint es, aus irgendeinem Hinterhalt überfallen, was ihren besonders verwerflichen und abscheulichen Charakter zum Ausdruck bringt, und machen mir seither keine geringen Umstände, was die Eigenschaft ihres schändlichen Charakters noch unterstreicht. Und weder umständlich noch – bedenken Sie, dass ich über kein Standbein mehr verfüge – ständig ist es mir bis jetzt gelungen, sie abzusetzen oder ihnen zu entkommen.

In anderen Umständen zu sein, denke ich mir, wenngleich dies jetzt ausschließlich umstandshalber begründet ist, wenigstens in *ein wenig* anderen Umständen, das wäre jetzt wirklich schön!

ES BEGINNT nun auch noch zu regnen, sehr heftig sogar, und das Terrain, auf dem ich mich befinde, wird rapide

zunehmend nasser und aufgeweichter, schlammiger. Wie oftmals und an vielen Orten erweist sich auch hier das Wetter als unfreundlich und unhöflich: Es schert sich einen feuchten Dreck darum, wie es einem, insbesondere mir, am genehmsten wäre, und oft genug lässt es einen sogar kalt.

Hin und wieder hörte ich übrigens jemanden sagen, es käme ein Wetter; dies hat mich immer sehr irritiert. Denn ist es nicht so, dass das Wetter sowieso stetig vorhanden ist und deshalb also gar nicht *kommen* kann? Manchmal wiederum kam mir auch, zumeist stirnrunzelnd hervorgebracht und von bangen Blicken himmelwärts begleitet, die Aussage unter, ein Unwetter würde nahen; und dies hat mich jedes Mal gleich noch mehr irritiert: Denn was soll das sein, ein *Unwetter*? – So wie ein Unglück das Gegenteil von Glück ist, müsste ein Unwetter ja das Gegenteil von Wetter sein. Nur: Was ist das Gegenteil von Wetter? Fraglos habe ich mein jeweiliges Gegenüber dann immer fraglich angesehen, aber sie haben diesen meinen Blick meistens ebenso fraglich erwidert, etwas, was mir erst recht immer sehr fragwürdig erschienen ist. Eine Antwort darauf habe ich jedoch nie erhalten, so wie es mir auch nicht gelungen ist, von selbst eine Antwort darauf zu finden. – Genauso fragwürdig fand ich es übrigens stets, wenn jemand bei Einbruch der Abenddämmerung einen Blick zum Himmel tat und daraufhin, nachdem er den Tag nicht vor dem Abend gelobt hatte und insbesondere wenn er mit seiner Feldarbeit noch nicht fertig war, mehr oder weniger nachdenklich meinte: Das könne ja heiter werden. Von Sonnenschein war doch längst keine Spur mehr!

Wie auch immer, ich habe mich erhoben und stehe jetzt also im Regen. Lieber als hier im Regen zu stehen würde ich allerdings etwas in den Sand setzen – wie schön war es,

als ich noch irgendetwas in den Sand setzte, meine Schritte etwa oder auch Kakteen. – Oder woanders in der Tinte, egal welcher Farbe, sitzen (und wenn ich dabei untertauchen müsste). Wenn die Temperatur in dieser Dunkelheit – wie ich den Eindruck habe, ein doch sehr bedrohlich wirkender Nachteinbruch – weiter absinkt (womöglich sogar so tief, dass das schließlich einen abrupten Temperatursturz in den Abgrund zur Folge hat), so fürchte ich, wird durch diesen Kälteeinbruch das Regenwasser gefrieren, und nicht mehr auf lediglich schlammigem Terrain würde ich mich dann aufhalten, sondern auf mehr oder weniger dünnem Eis – ja, der Regen würde mich über kurz oder lang auf Glatteis führen.

Ich muss gestehen, ein glattes Parkett wäre mir da alle Mal lieber, obwohl gerade ich es immer abgelehnt habe, eine kesse Sohle aufs Parkett zu legen; denn weder waren und sind meine Sohlen kess (so zumindest mein Eindruck von ihnen), noch war es mir ein Bedürfnis, mir eine oder gar beide derselben abzuziehen und einfach aufs Parkett zu legen, wo doch die große Gefahr bestanden hätte, dass das Tanzbein Schwingende oder sonst wie sich dort Aufhaltende sie mit oder auch ohne Absicht beschädigt und vielleicht sogar zertreten hätten. Oder, was noch schmerzhafter gewesen wäre, es hätte sich gar jemand, ob auf leisen Sohlen oder nicht, an meine Sohlen geheftet. Nicht einmal spielend wollte ich eine aufs Parkett legen; ich war nie ein Spielertyp, schon gar nicht diesbezüglich. Jetzt aber würde ich nur allzu gerne tauschen und ohne Bedenken eine meiner beiden Sohlen – ob kess oder nicht – aufs Parkett legen, wäre das doch mit Sicherheit ein viel kleineres Übel für mich. Und wenn ich dafür auf einen Ball gehen müsste, am liebsten auf einen ruhenden Ball und gleichgültig ob Fuß-, Hand-,

Basket-, Tennis-, Golf- oder Federball – nur ein Tischtennisball wäre mir doch etwas zu zerbrechlich. Und ein Schneeball zu kalt, ein Sonnenball so wie jeder Feuerball zu heiß, ein Erdball zu karg, ein Maskenball zu larviert, ein Eckball zu unrund und ein Flugball zu abgehoben.

Aber ansonsten würde ich am Ball bleiben.

GERADE habe ich versucht, sehr geehrter Herr Doktor, mir in den Schwanz zu beißen, ja mir meinen Schwanz abzubeißen – den Rattenschwanz mit Problemen. In Ermangelung eines vorhandenen Werkzeuges zur Entfernung versuchte ich es mit Hilfe meiner Zähne, aber – was nun für Sie als versierter Therapeut fürwahr keine Überraschung sein dürfte: Es gelang mir nicht, nicht einmal ansatzweise.

Wie ich mich auch drehte und wendete (obwohl ich mich nicht drehen und wenden konnte, wie ich wollte, mit zunehmendem Alter wird die Beweglichkeit immer geringer, wenngleich man immer altklüger wird, und noch dazu schränkten das Gewicht und das Ausmaß des Schwanzes beziehungsweise der Probleme meine Bewegungsfähigkeit zusätzlich sehr ein) – wie ich mich auch drehte und wendete: Der Rattenschwanz entwischte mir jedes Mal aufs Neue. Und immer schneller und immer hoffnungsloser drehte ich mich auf der Jagd nach ihm im Kreis und gab schließlich diese meine Bemühungen auf, ohne es nur entfernt geschafft zu haben, mit meinen Zähnen an ihm anzusetzen, sodass mir wie gesagt sogar der kleinste ansatzweise Erfolg missgönnt blieb. Nur ein wenig schwindlig bin ich dabei geworden.

ICH BIN mit meinem Latein am Ende. Das übrigens schon recht lange. Zothea und zothecula, Kabinett, sind die letz-

ten Wörter im Kleinen Stowasser, dem einbändigen lateinisch-deutschen Schulwörterbuch. Und seit der Schulzeit habe ich es nicht mehr aufgeschlagen. (Die Weidmannssprache, das so genannte Jägerlatein, war im Übrigen nicht in den Unterricht inkludiert, genauso wenig das Anglerlatein oder das Lateinamerikanisch, das im Englischunterricht ebenfalls nicht zur Sprache kam; Fachlatein kam nichtsdestotrotz aber dennoch immer wieder zum Einsatz.) Und ich bin, abgesehen von einzelnen Floskeln, auch schon lange nicht mehr mit der Sprache, wie erwähnt derjenigen des Lateinischen, herausgerückt. Auf gut Deutsch gesagt: Ich empfahl und empfehle mich nämlich lieber auf Französisch. Böhmisches rede ich übrigens nicht, ja das Böhmisches kommt mir oft sogar spanisch vor, das ich ebenfalls nicht beherrsche, nicht einmal in einem spanischen Dorf, wo ich einmal einen Urlaub verbracht habe und immer nur Bahnhof – *estación* – verstanden habe. Und Kauderwelsch spreche ich ebenso nicht. Dafür kann ich mit Händen und Füßen reden sowie weiters ein wenig radebrechen und, wenn es sein muss, auch die Fäuste sprechen lassen; auch etwas schönreden liegt im Bereich meiner Möglichkeiten, genauso wie schwadronieren und ein bisschen parlieren oder manche Wörter zu verballhornen. Damit habe ich auch dies zur Sprache gebracht. Doch obwohl ich somit mehr als sieben Sprachen spreche, kann ich nun nicht in sieben Sprachen schweigen, da ich den Mantel des Schweigens nicht bei mir habe. Das letzte Wort ist also noch nicht gesprochen.

Spricht das jetzt für sich oder spricht es gar Bände? – Wie auch immer, ich bin wenigstens nicht außer Rand und Band geraten, das heißt außer Band vielleicht schon, denn ich sehe hier keines, es war möglicherweise eines oben auf der Mauerkrone, mit Sicherheit jedoch kein Stimm- oder Kreuz-

oder Gängelband oder ein Laufband, das wäre mir aufgefallen beziehungsweise in Erinnerung geblieben; aber ich meide jedenfalls, naturgemäß, den Rand zum Abgrund hin, zwar nicht mit Hangen, aber doch mit Bangen.

Worauf ich mir nun meinen Reim darauf gemacht hätte.

Dies jedoch nur so nebenbei, denn es tut nichts zur Sache, tut nichts dazu und auch nichts dagegen in dieser nahezu ägyptischen Finsternis, in der ich zwar keine Hieroglyphen vor mir sehe, aber auch nicht klar ...